

Experimente

Apologetische Gedanken zum
Ende der soma.

► Hat sich Kurt Cobain auf Grund eines Irrtums umgebracht? War es alles bloß ein schreckliches Missverständnis? Als Nirvana 1991 mit *Nevermind* mehr Alben verkaufte als Michael Jackson, gehörte die Idee eines Underground-Phänomens Grunge sicherlich der Vergangenheit an. Doch ist es wahrscheinlich, dass sich Cobain deshalb umgebracht hat? Die kanadischen Autoren Joseph Heath und Andrew Potter haben in ihrem Buch „Konsumrebell“ behauptet, dass Cobain einem fatalen Mythos aufgesessen sei. Dem Mythos nach kann Musik die Welt verändern, so lange sie sich gegenkulturell positioniert. Während die gesamte Kulturproduktion an sich lediglich Überbau und Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft ist und als solche von den realen Produktionsbedingungen ablenke, kann Gegenkultur die Schattenseiten der Gesellschaft offenlegen und den Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse anleiten. Heath und Potter nun sagen, dies sei ein Irrglaube, der zu schrecklichen Fehlurteilen führe, zum Beispiel zu dem Glauben, dass übermäßiger Erfolg eines kulturellen Produktes bedeute, dass dieses nunmehr die herrschenden Verhältnisse stütze statt sie zu entlarven und zu bekämpfen. Cobain habe sich also umgebracht, behaupten sie, weil seine Platte zu erfolgreich war. Tatsächlich aber habe er schlicht gute Musik gemacht, und gute Musik sei eben erfolgreich. Das Konzept der Gegenkultur dagegen verteidige in Wirklichkeit bloß die alte Idee der Hochkultur, die Idee einer moralisch und ästhetisch überlegenen Kunst, die per Definition nur einer Minderheit zugänglich sein könne. Musik oder andere kulturelle Produkte, die sich als Untergrund bezeichnen, seien folglich im Kapitalismus kein Angriff auf das System, sondern innerhalb der Systemlogik ein Versuch, einen Distinktionsgewinn zu erzielen. Gegenkultur wäre damit das Marketing für Produkte, die sich auf dem Markt durch den Verweis auf ihre moralische und ästhetische Überlegenheit durchsetzen wollten. Seit den 60er Jahren haben ver-

schiedene Wellen gegenkultureller Produktion den Kapitalismus deswegen immer nur gestärkt, und während zynische Kulturlinke daraus Kapital geschlagen hätten, habe Kurt Cobain sich umgebracht, weil er ein bisschen naiv war und tatsächlich an die Gegenkultur geglaubt hat.

Weil er gehofft hatte, die Welt zu verändern, indem er bei einem Indie-Label unter Vertrag war. „Werde erwachsen, Mann!“, sagen Heath und Potter post mortem zu Kurt Cobain, maßen sich an, ihn anzusprechen, diese beiden akademischen Sesselpupser.

Dieses Buch ist ein Generalangriff der Mächte gern-Realisten: Werde erwachsen, vergiss deine Träume. Ihre Empfehlung ist, sich gewerkschaftlich zu organisieren und politische Lobbyarbeit zu betreiben. Bildet eine Massenbasis, anstatt Zeit zu verschwenden mit der Forderung nach einem richtigen Leben - von Habermas reformierte Trotzlisten, die Cobains Grab im Namen des menschlichen Fortschritts schänden.

Die Sesselpupser haben von Punk, von Indie, vom Reisen, vom Leben und dem ganzen Rest keine Ahnung. Ich weiß nicht, warum sich Cobain umgebracht hat. Seine Sache. Aber wir alle haben unsere Probleme. Auch einer der Autoren erzählt davon. Im Buch macht er den Feminismus dafür verantwortlich, dass er als junger Mann keinen Erfolg bei Frauen hatte: Feminismus und sexuelle Befreiung hätten das Ablegen von als sexistisch verstandenen Paarungsritualen verlangt, und er habe keine kulturelle Anleitung mehr bekommen, wie man als Mann Frauen ansprechen soll, so sein Argument.

Na, jetzt hast du ja ein Buch geschrieben und deine Geschichte erzählt, jetzt wird es schon klappen, möchte man ihn trösten. Doch etwas ist falsch, ganz falsch. Sein Argument ist reaktionär. Persönliches Erleben und die gesellschaftlichen Entwicklungen stehen natürlich im Zusammenhang, davon reden wir ja. Nur eben etwas anders.



Ich habe damals zu Grunge-Zeiten noch nicht von Kapitalismus geredet. Schließlich war alles so schon falsch genug, ganz ohne die Produktionsbedingungen zu analysieren. Die Eltern, die Lehrer, die Politiker und die Parteien, die Medien. Und daran hat sich nichts geändert.

Einige Naivität ist allerdings verfliegen mit der Zeit. Es geht ja auch um Gerechtigkeit gegen andere. Zunächst war nur die Anklage gegen die Welt und dann aber auch die Reflektion über die eigene Unzulänglichkeit, die Erkenntnis, keine andere Wahl zu haben, als ein unvollkommenes Leben zu führen. Widersprüche, Widersprüche... immer diese Widersprüche. Dies hat nichts mit dem Kapitalismus (wie wir ihn unter anderem dank der Goldenen Zitronen wieder kennengelernt haben) zu tun, sondern bereits Homer hat davon geschrieben.

Das falsche Leben zu beenden ist also möglicherweise eine Option zum radikalen Schlusspunkt unter die eigene Unvollkommenheit, die sich in der Unvollkommenheit der Welt spiegelt. Cobain hat in jedem Fall die wichtigste aller Regeln eingehalten: Dass man, wenn man schon Selbstmord begeht, davon abzusehen hat, andere damit zu behelligen oder gar in Gefahr zu bringen. Dies ist blanke Selbstgerechtigkeit und das macht unsere heutigen Terroristen so unappetitlich. Viele von ihnen haben vermutlich auch Schwierigkeiten im Verhältnis mit dem anderen Geschlecht gehabt, und so gesehen ist das Buch im Vergleich gar nicht so schlimm. Dennoch ist es falsch.

Sofern man sich entscheidet, auch nach pubertären und spät-pubertären Krisen weiterzuleben, gilt: Es gibt kein richtiges Leben im falschen und daher: Realismus? Sich mit den Bedingungen, die bestehen abfinden und seinen Weg durch sie hindurchmauscheln? Die Schäfchen ins Trockene bringen? Wer mit 40 noch ein Kommunist ist...? Sicher nicht. Das soll keine Anklage sein. Die meisten Menschen tun

meistens, was sie für richtig halten, man kann sogar noch weiter gehen und sagen: Sie tun mehr oder weniger freiwillig, was sie eben tun müssen. Salt of the Earth. Das ist sehr beruhigend, auf eine Art. Kant hat sogar die höchste Moral daraus gemacht. Allerdings gibt es wenige, die fanden, dass dieses reale Leben in den Strukturen von Raum, Zeit und Kausalität auch schon alles sein soll. Er hat wohl in hohem Alter selber ein bisschen bedauert, dass er immer so gegen das Reisen war, als er es noch konnte. Plötzlich, gebrechlich und alt, wollte er raus und die Welt erfahren, nachdem er ein Leben lang behauptet hatte, dass die Berichte von anderen völlig ausreichend dazu seien. Und es geht nicht nur um das glückliche Leben, es geht auch um das gute Leben. Die höchste Moral als preußische Pflichterfüllung und die dritte Version des kategorischen Imperativs: Immer auch als Zweck, niemals bloß als Mittel sollen wir andere Menschen ansehen. Für Marx war das schlichte Apologetik des bürgerlichen Kapitalismus, der ein allgemeines Menschenrecht formulierte, ein „immer auch als Zweck“, das sich angesichts der materiellen Bedingungen, in denen die meisten Menschen zur reinen Arbeitskraft degradiert, „als bloßes Mittel angesehen“ wurden, als bürgerlich-liberale Ideologie entfaltete.

Und als die Faschisten den Massen schließlich „zum Ausdruck verhalfen“, ohne ihnen ihr Recht zu gewähren, da führte Realismus und preußische Pflichterfüllung eine fehlgeschlagene deutsche Moderne in den industrialisierten Massenmord der Weltkriege und Auschwitz.

Wenn schon nicht bewusst, dann unbewusst, der angebliche Realismus verwandelt sich am Ende doch nur allzu leicht in eine hässliche und unmenschliche Fratze, und wir müssen heute darauf bestehen, dass Menschen nie wieder einfach so funktionieren dürfen.

Es gibt kein richtig falsches Leben, so lange wir experimentieren, statt zu funktionieren.

Die Soma ist für mich immer so ein Experiment gewesen. Worum es hier geht, ist, den entwickelten Strukturen ihre Mangelhaftigkeit vorzuführen. Der zentrale Impuls ist, dass entgegen der Ansagen einer Welt, die bereits da ist und sich für vollständig hält, etwas fehlt.

Es sind die zunächst naiv empfundenen Ungerechtigkeiten der Welt, die wohl am Anfang der Genese des bürgerlichen Subjekts stehen. Bürgerliche Kulturproduktion, immaterielle Arbeit, wie man auch sagt, speist aus dieser Quelle ihre Kreativität. Hier wird Diskurs und Gemeinschaft reproduziert und eben auch gegen allen Realismus erneuert. In einer Welt der Realisten würden wir uns vor lauter Sesselpupserie im besten Falle schlicht zu Tode langweilen.

Ich habe einige Diskussionen in der Redaktion der Soma erlebt. Manchmal ging es da auch um die Frage des Erwachsenwerdens: Sollen wir uns weiterentwickeln, professionell werden, „realistisch“, unsere Ideen verkaufen. Wir waren ja nicht blind. Magazine wie „Jetzt“ von der Süddeutschen Zeitung und Sterns „Neon“, sie haben genau das gemacht, was sich in der Soma artikuliert, persönliches Erleben und gesellschaftliche Entwicklung nach der Jahrtausendwende, nur eben mit reichen Anzeigenkunden, bundesweitem Vertrieb, Gehältern... Für uns hätten sie nur ein unbezahltes Praktikum übrig gehabt. Dabei ist unser Leben schon prekär genug. Verdammte Kapitalisten! Aber auch ok, wir hätten eh nein gesagt. ■

[fabian frenzel, sheffield]



verworfenene somathemen

► Mit unseren Ideen haben wir ja nie gezeigt. Hier unsere Liste potenzieller Themen für die generations to come. Themendiskussionen waren mit das Härteste und das Spannendste, weil sie die (ungefähre) Richtung des Hefts vorgaben. Einige Titel waren umkämpft, einige wollten neue Wege einschlagen, einige waren lange Favoriten, haben es aber nie geschafft. Einige waren Schnellschüsse, um die Diskussion in Schwung zu bringen, andere bedauern wir, nicht mehr behandeln zu können, allein schon der Cover wegen.

- | | | |
|--|--|--|
| 1. ? – fragen – sachen, die ich noch nie verstanden habe. | 22. fortsetzung folgt | 46. seeigel |
| 2. „1.akt, 2.szene“, drehbücher, dialoge, szenen, filme, die gedreht werden sollten, meine persönliche soap opera. also: skripte für eine theater/film/serien-szene. | 23. fotos – augenblicke | 47. sonntag |
| 3. 11. september | 24. fremde | 48. sylvester |
| 4. 17 | 25. geheimnis | 49. szene |
| 5. abenteuer | 26. geschwindigkeit | 50. top 10 der pferde und anderen tiere |
| 6. aberglaube/glauben | 27. glück(lichsein) | 51. träume |
| 7. alter | 28. illusionen | 52. überzeugung |
| 8. andere laender - andere sitten | 29. krankheit | 53. underground |
| 9. aufgeben | 30. krieg | 54. vakuum |
| 10. ausgezählt | 31. küche/dachboden/keller | 55. veränderung |
| 11. baby-klappe | 32. langeweile (dinge, die man tut, wenn einem langweilig ist) | 56. verschwörung |
| 12. bald | 33. leere | 57. virtuelle realitäten |
| 13. bedrohte tierarten | 34. lust | 58. wahrheit |
| 14. bewusstsein | 35. maschine | 59. weg/a.way |
| 15. b-Seite | 36. mehr/viel/zu, | 60. weiss/schwarz |
| 16. das parlamentarische system | 37. nachbarn/nachbarinnen | 61. wendepunkte |
| 17. elf freunde müsst ihr sein | 38. normal | 62. widerstand |
| 18. empfindlichkeit | 39. offenes thema (“...” oder “...?”)/nichts | 63. wie es früher einmal war |
| 19. erinnerung | 40. oktober | 64. zeitverläufe. tag+nacht. schattenrisse |
| 20. farben | 41. peinlich | 65. zufall |
| 21. fischfang mit internetz | 42. rhythmus | 66. zukunft (scifi, utopien) |
| | 43. roboter | 67. zusammen |
| | 44. scham | |
| | 45. schuld | |

6das leben und der ganze rest

► Heute wäre ich gerne in einen Haufen Meerschweinchen und Karnickel gefallen. Ganz sanft natürlich, ohne Meerschweinchen- oder Karnickelknochen und -nasen dabei zu brechen.

Die Unmöglichkeit bedenkend: Auch nur ein einziges hässliches Geräusch, eingeknirscht in den Sound von warm und weich, der kleinste hörbare Knochenbruch, würde sofort die Atmosphäre vergiften und genau diese wohligen, wollüstigen Gefühle, welche zu der Tat angestiftet hatten, mit einem Male auslöschen.

Deshalb nur ein Traum, sehr sinnlich taggeträumt. Hunderte von Herzen, na sagen wir hundert Herzen, schlagen neben dir unter warmer, in Fell gehüllter Haut.

Ganz empfindliche Herzen eigentlich auch, die wegen jeder Pisse gleich schneller schlagen. Nagetiere: Immer unterwegs, immer schön auf Nahrungssuche.

Heute aber sind sie satt, ihr Nest ist fertig, gepaart wird gerade auch nicht und sie haben Zeit, sich total entspannt einfach zu einem Haufen zu formieren, der dann von mir defloriert wird, weil in diesem Karnickelmeerschweinchenhaufen noch niemand sonst zuvor gelegen hat.

Erst ist alles ruhig, hundert und ein Herz schlagen so herum, manche schneller, eins lauter, und es ist eine vertrauensvolle, unkomplizierte Atmosphäre.

Dann rüttelt mich der Übermut, und ich mache ein Schneeeengelchen – ein Meerschweinchenkarnickelhaufenengelchen.

Wild rudern meine Arme auf und ab, die Kleintiere weichen, sind irritiert und wegen der empfindlichen Herzchen auch sehr aufgebracht, einige von ihnen schweben in Lebensgefahr. Ich stoppe meine Handlung, denn ich reflektiere, aber das Gefühl des Übermuts bleibt, paart sich aber nun mit zweifelhafter Freundlichkeit. Mit wohlwollenden Kissenhänden greife ich die kleinen Nager und werfe sie sacht in die Luft, fange sie auf, und summe ihnen love is like oxygen vor.

You get too much – you get too high: Da werfe ich sie hoch.

Not enough and you gonna die: Da fange ich sie auf, und klar, breche ihnen das Genick und nehme ein neues zur Hand.

Love is like oxygen. Mein Gesang wird immer monotoner, aber auch verzweifelter, ausdrucksstärker. Lauter, fast gegrölt, pendelt sich der Gesang auf eine Frequenz ein, singe ich nur noch dieses eine Wort... diiiiiiiiiiiiiiiii...diiniiiiiiiiiiiiii. Ein Genick nach dem anderen kracht, überall Leichen und Herzranke.

Das ertrag ich nicht, dass ich das tue, aber jetzt ist es angefangen, ich pfeife die Symphonie Nr. 6 von Beethoven, die Pastorale, damit will ich uns alle beruhigen – mich und die Überlebenden.

Es gibt Überlebende dieses flauschigen Massakers, ich bin aus tiefster Seele dankbar. So nehmt denn meine Entschuldigung an! Fröhliche, ahnungslose Tierchen. Ausgeliefert, hilflos, überrascht von plötzlicher Gefahr, habt ihr begonnen zu quieken, Tonlage für Tonlage hinein in Euer Verlorenein.

Verzeiht: Alle Meerschweinchen konnte ich nicht retten, nur dieses eine.

„Wann werden die Meerschweinchen aufhören zu quieken, Krassi?“ Ich spüre eine Waffe kalt und schwer

Kleintiere in die Luft werfen

auf meiner Brust. Da hört es auf zu quieken. Tot. Ein Schlachtfeld, mittendrin zwei wackere Karnickel und ich.

Die Pastorale gefällt ihnen, sie bleiben. Ich häute die umherliegenden Leichen, trenne pfeifend die Köpfe ab, die zwei Karnickel sind nach Hölzchen für Spieße unterwegs.

Es begann alles so warm und weich, jetzt mache ich ein Feuer, feiere mit den beiden eine heiße Grillparty, das ist mehr als recht und billig nach dem Stress, den sie durch mich erlitten.

Einen Alptraum habe ich da angezettelt, ungestüm und angefüllt mit Wohligkeit.

Meine zwei kleinen Freunde essen natürlich nichts, sie haben Herzrasen, keinen Appetit, das war klar.

Aber ein Feldhamster sagte nicht nein, er kam zufällig vorbei, aß schmatzend und unkultiviert, ahnungslos ob der grauensvollen vorangegangenen Ereignisse. Immerhin dankend, lehnte er ab noch länger zu bleiben. Die Dämmerung kam – ich musste nach Hause.

Eine solche Phantasie muss ein solches Ende finden, wenn sie auf einmal schnell ein Ende finden muss.

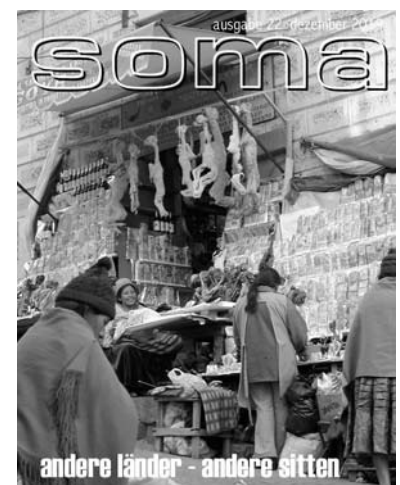
Wohlige, wollüstige Gefühle, von denen was zu halten wäre, dachte ich bisher immer, erzeugten erotische Bilder anderer Art.

Wobei ich im Nachhinein zumindest froh war, die Kleintiere nicht irgendwie zu sexuellen Handlungen gezwungen zu haben.

Froh war, ihnen erlösendes Leid zugefügt zu haben.

Verliebt wie ich bin. ■

[kristina kielblock, berlin]



Wäsche waschen

„They see a whole generation of rebels drifting off to a drugged limbo, ready to accept almost anything as long as it comes with enough ‘soma.’”

Hunter S. Thompson

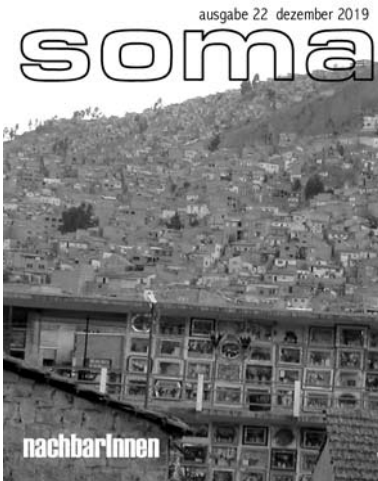
► Fünf T-Shirts, Nickies würde meine Tante sagen, eine Jeans, Socken, zwei Trainingsjacken. Weißt du, ich trage jetzt oft Trainingsjacken, aus dem An- und Verkauf, wie meine Tante Secondhandläden nennen würde. Coole Trainingsjacken. Die eine ist grau, hat Streifen auf den Ärmeln und so einen verwegenen Kragen. Die andere hat gar keine Taschen. Coole Jacken. Die eine kennst du auch noch, das ist die mit den Streifen, die hatte ich mir gekauft, kurz bevor, ...also, davor. Mir ist aufgefallen, während ich die Wäsche aufgehängt habe, fünf T-Shirts, eine Jeans, Socken und die Trainingsjacken, da ist mir aufgefallen, dass ich Kleidung habe aus der Zeit davor und danach. Mit dir und ohne dich. Und es gibt sogar Sachen, die stammen noch aus einer Art doppeltem davor. Die sind wirklich sehr alt. Die hatte ich schon, da kannte ich dich noch gar nicht. Qualitätsarbeit, kaum Abnutzungsspuren. Anders als bei mir. Ich hab Abnutzungsspuren. Bei den T-Shirts kann ich das ganz genau sagen: eins: Das habe ich schon getragen, da haben wir noch nicht mal in der selben Stadt gewohnt; zwei: Die stammen aus deiner

Zeit [streiche: „deiner Zeit“, ersetze durch: „der Zeit mit dir“], eines hast du mir mal geschenkt, eines hab ich mir gekauft; zwei: Die habe ich noch nicht lange, beides Geschenke, eines von meiner Großmutter, eines von... Aber das geht dich nichts an, nicht wahr. Die Nietenhose, so sagte meine Tante immer zu Jeans, inzwischen nennt sie sie auch Jeans, ich weiß nicht, wann sie aufgehört hat, Nietenhose zu sagen, die habe ich mir selber gekauft, danach. Kurz danach; kaum hattest du mich vor die Tür gesetzt gingen mir nämlich die Hosen kaputt. Das Leben ist hart unter den Brücken der Stadt. Nein, ein kleiner Scherz, ich bin bei meinem Bruder untergekommen, warum die Hosen kaputtgegangen sind, weiß ich nicht. Wahrscheinlich waren sie eben zufällig zu der Zeit, als du mich kaputt gemacht hast, ... aber lassen wir das. Bei den Socken fällt es mir wirklich schwer zu sagen, von wann die einzelnen Paare sind. Bei den neueren mit Mustern darauf kann ich noch relativ genau einschätzen, seit wann ich die habe. Also, wir reden jetzt über einen Zeitraum von maximal einem Jahr, vielleicht anderthalb Jahren. Bei den älteren Socken fällt mir die Datierung schwer, sie sind von unterschiedlicher Qualität und die Zahl der Löcher variiert sehr stark, da lässt sich leicht der Überblick verlieren. Ich verteile die Socken auf Kartons mit A-Socken und B-Socken, damit ich zu Anlässen, die eine gehobene Garderobe verlangen, schneller ein akzeptables Paar Socken in die Finger bekomme [streiche „in die Finger“, ersetze

durch: „an die Füße“]. Ich denke, bei den A-Socken sind nur wenige aus deiner Zeit [siehe oben] dabei, es ist ja nun auch schon wieder lange her. Immerhin kann ich aber noch von genau einem Paar sagen, dass es auf jeden Fall in meinen Besitz gekommen ist, bevor ich dich kannte. Das sind die hellen Socken, mit den schwarzen Punkten darauf. Die hatte ich damals nämlich bei G. mitgenommen, als ich mal dringend welche brauchte. Der Banker, du erinnerst dich vielleicht an ihn, oder an die Socken. Ich hab euch beide einander damals vorgestellt. Das ist alles so lange her, meine Güte, acht-neun Jahre werden das mindestens sein. Die Qualitätsunterschiede sind wirklich gewaltig. G's Socken halten noch immer. Wenn ich soviel verdienen würde wie er, könnte ich mir mehrere solcher Socken kaufen und jeden Tag A-Socken tragen.

Du hast mir übrigens nie Socken geschenkt. Insofern ist es eigentlich egal, aus welcher Zeit sie stammen, hat doch keine meiner eben noch schmutzigen und jetzt frisch gewaschenen Socken irgendeinen näheren Bezug zu dir. Das wiederum finde ich ganz beruhigend. ■

[tristan steinweg, berlin]



► I find you gone.

Ich finde dich — auch wenn du gegangen bist. Ich finde dich egal wo ... hier oder anderswo. Nur leider schlafe ich gerade. Die Tage haben hier 6 Stunden Verspätung und auch der Alex weckt mich nicht mehr auf mit seiner weiten Aussicht auf mich und mein kleines Leben. Ich habe nichts mehr als die alten Möbel meiner Oma — und eine neue Sprache, die ich noch nicht spreche. Wach auf. Erweck Dich zum Leben — scheint jeder Tag zu rufen. Und ich schlafe weiter. Jemand anderes möge diesem Rufe folgen und sich jeden Tag in den neuen hämmernden Beat des Lebens werfen. Mir ist der zu laut im Jetzt und Hier. Aber was ist das Hier schon? Weiß ich das jetzt? Weiß ich das je? Die Häuser hier muten klein und gemütlich an. Warme Lichter schimmern von drinnen nach draußen und erzählen mir vom Alltag und den üblichen Umständen. Ich bin in anderen Umständen. Ich bin verunsichert. War nicht Gemütlichkeit Enge? War nicht Gemütlichkeit ein Leben in Zwängen und falschen Erwartungen? Hier erwartet niemand was von mir. Mich kennt ja auch niemand.

Ahnungslos von der Welt und die Welt ahnungslos von mir laufe ich durch die Straßen und wünschte mir, der Alex schaue um die Ecke, oder zumindest der Jan oder Peter. Stattdessen schau ich in die Röhre. Meinen Computerbildschirm.

Bilder haben Macht. Mehr Macht als alle anderen Sprachen, die ich spreche und die mir hier wenig nützen. Leben lernen laufen lächeln. Auf der Arbeit, immer Lächeln, immer gut drauf sein. Ja ich kann das, ja ich schaff das, nein kein Problem im Jetzt und Hier. Nein noch nicht mal ein Problem für die Zukunft. Klar hab ich tolle Ideen für die Zukunft, Ideen, die dieses Business revolutionieren werden. Wann war noch mal die letzte wirkliche Revolution?

Berlin ist weit.

Genauso weit wie die Menschen, die dort leben.

Kein Fern-Seh-Turm empfängt mich hier.

Lernen.

Laufen.

Selten Lächeln.

Fast nie Geld verdienen.

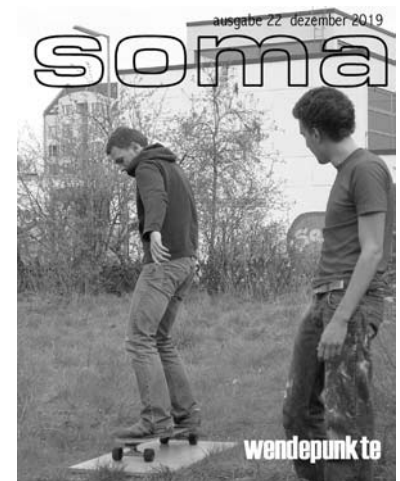
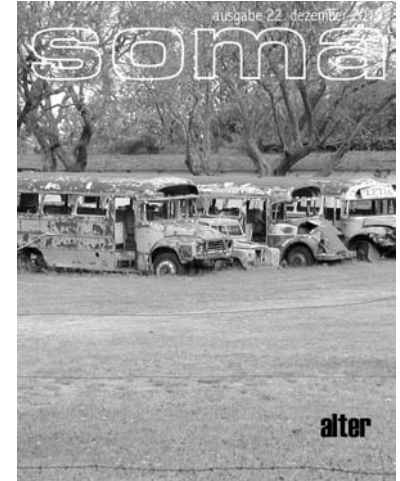
Da bleibt nur Prostitution.

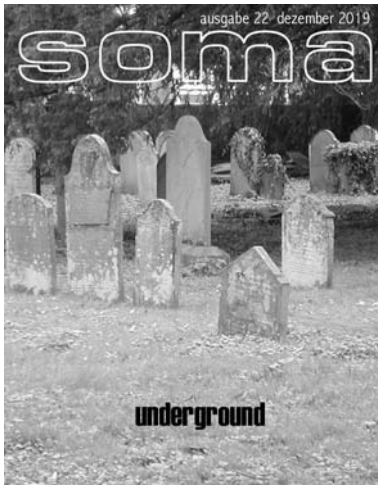
Im Hier und Jetzt.

Naja.

Vielleicht später. ■

[fronck de sáster, montréal]





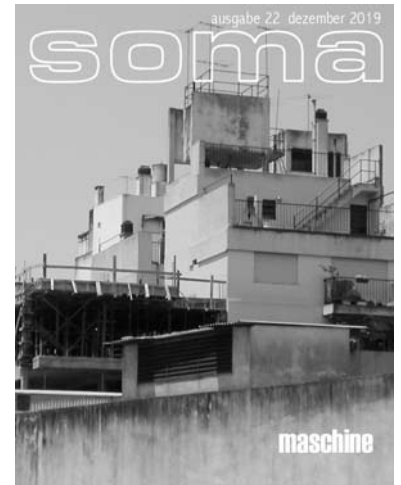
► „Keine Elogien, keine Grabreden, keine Nachrufe“. Soma soll auch nicht darin vorkommen. Und trotzdem geht es um „das Leben und den ganzen Rest“. Tough task ahead. Denn das Thema diesmal bringt das Konzept der Soma wie kein anderes auf den Punkt: Konzeptlosigkeit als Konzept.

„Und der ganze Rest“ war in seiner Unbestimmtheit und auch Offenheit so ziemlich die einzige Leitlinie, die ich an der Soma erkennen konnte. Zwischen „Realität“, „Unterwegs“, „Arbeit“, „Gewalt“, „Zuhause“ und „Antworten“ wird der auf ein lineares Zeitschriftenkonzept getrimmte Durchschnittsleser Schwierigkeiten haben, einen roten Faden zu finden. Man ist es gewöhnt, sich eine Programmzeitung für das Fernsehprogramm, eine Computerzeitschrift für die PC-Probleme oder ein Nachrichtenmagazin für die Breitbandschmalspur-Information zu kaufen. Aber – abgesehen davon, dass man die Soma nicht kaufen konnte – eine Zeitschrift über „Entscheidung“? Über „Zu spät“, „Abschied“, „Identität“? Eine Zeitschrift, in der man neben den „20 besten ATARI-Spielen“ auch etwas über Fahrradreparaturen, die „Documenta“, den Castor, Beziehungsprobleme oder Plattenkritiken lesen konnte? In der es die genialen Comicstrips von „Geekfactor“ gab? In welche Schublade passt so eine Zeitschrift? Wohl in keine, und das war gut so.

Es braucht oft eine Form der Überwindung, sich einem Thema zu nähern, zu dem man eigentlich keinen Zugang hat. Im Leben sind es ja oft Zufälle, seltsame Begegnungen oder Assoziationen, die einen auf Neues stoßen lassen. Wir gehen ja doch eher selten morgens auf die Straße und sagen: „Heute will ich einen neuen Blickwinkel bekommen“, stattdessen wartet man darauf, dass sich das Leben und der ganze Rest bei einem selber meldet. Klar sind wir alle aufgeschlossen und open-minded, aber man muss sich ja nicht mit jeder Sache oder Idee beschäftigen. Und da entsteht die Reibungsenergie, die diese „Konzeptlosigkeit“ mit sich bringt: Ich interessiere mich eigentlich nicht für Hundeplatten und die 17 Tomte-Tocotronic-Kante-Plattenbesprechung. Auch österreichische Filmkritiken

finden nicht sofort mein volle Aufmerksamkeit. Aber wenn man schon mal dabei ist, eine der herrlichen Geschichten von Danny Wattin aus dem australischen Süden zu lesen oder die Reiseerfahrungen aus der Sahara oder den Philippinen, dann kann man auch mal einen Blick riskieren. Und stellt dann fest, dass der dort besprochene Film „Komm, süßer Tod“ wirklich sehenswert ist. Oder Kante wirklich eine gute Band sind. Und nebenbei merkt man, wenn man es denn zulässt, dass „der ganze Rest“ doch interessanter ist, als es die eigene Brille vorgeflüstert hat.

Sich auf einen free-flow von Assoziationen einzulassen, kann anstrengend und spannend zugleich sein.



Assoziationsblaster

Man weiß nie, was kommt und ob es einem gefällt. Die Soma war dafür eine Art Katalysator, ein „Assoziationsblaster“. Gib’ den Leuten ein Wort und schau, was sich daraus entwickelt. Klar kann man der Soma vorwerfen, dass die Artikel quasi ausnahmslos von einer studentischen Mittelschichtsperspektive aus die Themen beleuchtet haben. Insofern wäre weniger in manchen Fällen mehr gewesen. Aber den Gedanken einen Kick in eine andere oder neue Richtung zu geben, wenn man sieht, was anderen Mitmenschen aus der gleichen Zielgruppe zu „Unterwegs“ oder „Monogamie“ und dem „Morgen danach“ einfällt, ohne dabei einen bedeutungsschweren Überbau zu konstruieren, ist etwas, wofür die Soma eine prima Plattform war. Dieser Kick funktioniert auch ohne „a cup of Soma“, nur nicht mehr ganz so bequem. Selber die Augen offen halten und auch ungewohnte, unbequeme oder nervige Gedanken mal zu Ende denken ist nun angesagt. Und weitermachen, auch wenn’s mal wirklich unbequem oder nervig war. Das hat diese Zeitschrift auch gezeigt.

Nun ist es doch so eine Mischung aus Nachruf, Soma und „dem ganzen Rest“ geworden, was es ja eigentlich nicht sollte. Thema verfehlt? Nicht in der Soma... ■

[frederik holst, berlin]

► Geschichte wiederholt sich nicht, sie stolpert nur mitunter durch ähnliche Momente.

Und zwischendrin wird man älter und fragt sich, wo die Zeit hin ist. Mit 17 saß ich am Rande einer Menschen-schlange am Gleisdreieck und las mich durch die ersten beiden Ausgaben. Einen Tag zuvor hatten wir mit unserer damaligen Band in diesem Raum mit der Säule mittendrin gespielt, ungefähr ein Jahr nachdem der erste Kontakt zu diesen Leuten aus dem Südwesten Berlins darin bestanden hatte, dass wir im Keller einer Kirchengemeinde an der Argentinischen Allee nach Bionic etwas verschüchtert ein paar Lieder gespielt hatten. Karl kaufte sich ein paar Tage später die erste Nada Surf, weil ich diesen Vergleich angebracht hatte. Und nun also Mai 2000. Ich war fasziniert, nahezu begeistert. Las mich durch alle Texte, war hocherfreut, als ich zur Fête De La Musique zufällig Peer traf, der mir die jüngste Ausgabe in die Hand drückte.

Und so kam ich wieder, schaute mir die Bands auf den Konzerten im Krähenfuß in der Humboldt-Uni an, verfolgte die Ausgaben mit größtem Interesse mit. Neue Horizonte und weitere Begeisterung. Im Frühjahr 2001 überzeugte man mich, doch auch mal was zu schreiben. Über Platten, seltener zu den Themen, meine Fragmente fanden meist nicht in die Hefte. Ich wurde 19, hatte zu rauchen begonnen und half bei den Konzerten. Bar, Auf- und Abbau. Neue Bands liefen mir über den Weg, die charmanten Mobilé, die verrückten Chicano, Sirup, die stets irgendwie verstimmten, stolpernden und doch unterhaltsamen Lemmingvej, das Brett von El Kind. Dazu Lesungen, Atari- und Akustik-Abende und die legendären Geburtstagsparty-Wohnzimmerkonzerte.

Freundschaften bildeten sich heraus, eine Freundin spottete etwas in der Art von "Jaja, Johannes und seine neuen Freunde", als ich ihr erzählte, dass ich zum Soma-Konzert gehen würde, Bier verkaufen.



So schlitterte ich langsam aber sicher durchs letzte Schuljahr, als Peer mich fragte, ob ich nicht in der Redaktion mitmachen wolle. Und so begann dann die gute Zeit an Samstagmittagen oder Sonntagnachmittagen in diversen Küchen und Wohnzimmern. Lesen, überlegen, schieben und weiterlesen. Auch nicht immer einfach. Kreise begannen sich zu treffen, zu überschneiden. Die Garage Pankow, Sinnbus und Bands. Die Zusatzbelastungen kamen hinzu, Abschlussarbeiten, Umzüge und Ähnliches. Es war interessant und durchaus auch etwas verstörend zu sehen, wie Zeit knapper wurde, Texte länger brauchten und Ausgaben verschoben wurden. Interessanterweise las ich seitdem die Somas weniger ausführlich, kannte ich doch vieles schon. Später ging ich dazu über, Texte vorher nicht immer komplett zu lesen, um mir etwas Vorfreude zu bewahren.

Begleitend zum Erscheinen der Ausgaben, zwischendrin und überhaupt, mitunter im Monatsrhythmus gab es Konzerte im Krähenfuß, seltener Lesungen, zuerst auch dort, später im Lovelite, im RAW-Tempel, im Zosch. Dazu kamen auch die Sampler mit großen Releasefeiern in der Garage, im Zentral und im Zosch, überhaupt mehrfach auch Konzerte außerhalb des Krähenfußes. Hund Am Strand waren dabei, Klez.e und Delbo, Seidenmatt lärmten alles weg, Daisy brachten mir große Euphorie, ebenso Petula und Ter Haar, ein/zwei Mal schrammelten auch Bionic noch, um dann still und heimlich zu verschwinden. Zunehmend kam redaktionsintern eine Konzentration auf andere Bereiche jenseits der Soma. Von ursprünglich vier Ausgaben im Jahr endeten wir bei zwei. Älter werden als Stichwort. Eigenartig, wenn Leute, die man in dem Alter, in dem man nun selbst ist, kennenlernte, 30 werden. Draußen geht das Leben weiter. Ebenso eigenartig war der Moment, als ich das erste Mal als Student im Krähenfuß

stand, inzwischen bin ich dort fast täglich. Eigenartig, wenn so eine Episode nun doch langsam vorbei zu sein scheint. Eine Episode, die mich beschäftigte und mitprägte, repolitisierte und mit DIY erst bekannt und dann herzlichst befreundet machte. Auch wenn auch ich in den letzten Jahren zunehmend weniger zu machen in der Lage war, diese Zeit wird mir durchaus fehlen, die von Treffen erfüllten Nachmittage, die jeweils neuen Ausgaben. Wir befinden uns hier ja nicht im luftleeren Raum, auch wenn es mir doch oft lieb gewesen wäre, wenn die Zeit anhaltbar gewesen wäre. Interessant zudem, dass es für mich kein alternatives waswäre-wenn-Szenario gibt. Ich bin froh darüber, dass alles wohl mitunter zufällig so passiert ist und will gar nicht wissen, was anders hätte geschehen können. Und nun raus und in der Sonne spielen. ■

[johannes ruthenberg, berlin]





Serbokroatisch für Lernbereite

► Arbeitsämter sind immer unpersönliche graue Klötze. Doch das Arbeitsamt Berlin-Mitte in der Gotlindestraße 93 in Lichtenberg ist noch viel unpersönlicher, noch viel grauer und noch viel klötziger: Es ist ein monströses DDR-Plattenbaumonument und zudem ein geheimnisvolles Rätsel: Wieso ist das Arbeitsamt Berlin-Mitte in Lichtenberg?

Doch Geheimnisse haben hier Tradition. Bis zur Wende residierte hier die Stasi. Ich laufe durch den Hof auf den monströsen Gebäuderiegel zu. Kein Wunder, dass die Stasi so scheiße war. In so einem Klotz würde ich auch irgendwann paranoid gegenüber der zivilen Außenwelt.

Innen: Frisch getünchte Wände, stählerne Sitze, fahle Gesichter der Wartenden. Wie Gefangene sitzen sie hier, vor der Brust einen Zettel mit ihrer Nummer in den eingeschlafenen Händen. Ich bekomme auch eine und setze mich neben eine gleichfalls inhaftierte Topfpflanze. Sie wirkt deprimiert. Sehnsüchtig reckt sie sich gen Fenster und blickt mit verstaubten Blättern traurig aus dem siebten Stock in die Freiheit gen Westen. Wahrscheinlich so eine Ein-Euro-Grünpflanze. Muss den Traum vom botanischen Garten im Arbeitsamt Gotlindestraße austräumen. Armes Ding. Ob in diesem Raum früher mal Delinquenten tatsächlich auf ihre Stasi-Verhöre gewartet haben? Eine Stimme reißt mich aus diesen Gedanken: „Herr Mielke, bitte!“

Herr Mielke steht auf und geht. Kurz darauf stürmt ein Mann mit zotteligen Haaren ins Wartezimmer. Er trägt eine ramponierte Quetschkommode vor der Brust:

„Hey, wir sind zwar arbeitslos, aber dadurch lassen wir uns unsere Würde nicht nehmen!“ Erste Töne quälen sich schnarrend aus der roten Ziehharmonika. Würde ist sehr gut, denke ich, würde er spielen können, wäre das sehr gut. Hoffentlich wird der schnell vermittelt.

Nach zwanzig Minuten wiegt sich allein die Topfpflanze zur Musik – offensichtlich ein schwer hospitalisiertes Exemplar. Einige Wartende lehnen sich so geschickt an die Wand, dass sich ihre Ohren wie zufällig gegen Mantelärmel drücken. Jemand versucht, die zugeschlossenen Fenster aufzureißen; er will doch nicht etwa springen? Nein, er hofft wohl nur auf üppigen Verkehrslärm. Die Anderen machen gute Miene zum schlechten Spiel des Quetschkommunisten und wirken dabei alles andere als würdevoll. Ich ertappe mich dabei, wie ich mir genussvoll ausmale, was die Stasi wohl mit einem wie ihn angestellt hätte.

Dann bin ich dran. Die Frau hinter dem Arbeitsamtschalter studiert ihren Bildschirm: „Aber Sie haben doch studiert! Sie müssen zur Akademikervermittlung!“

Kurz darauf im 10. Stock in der Leistungsabteilung für Akademiker. Lautlos schwingen vor mir zwei blitzsaubere Glastüren auf, in denen mit goldbestäubten, geschwungenen Lettern eingraviert ist: „Bundesagentur für Arbeit. Akademikervermittlung.“

Drinne ist es angenehm ruhig, leise Klassikmusik säuselt aus sorgsam verborgenen Lautsprechern. Cremefarbene Wände, indirekte Beleuchtung, geschmeidiges Licht. Meine Schuhsohlen umschmeichelt knöcheltiefe Auslegeware. An einem Tresen aus dunklem Nussbaumwurzholz erwartet mich eine adrett gekleidete Hostess: „Guten Tag, wenn Sie bitte noch einen Moment warten möchten!“ flötet sie und führt

mich in eine Wartelounge. Ich lasse mich in eine der schweren Garnituren aus weich gegerbtem Kalbsleder fallen und nicke dem Gärtner zu der gerade die Terracotta-Kübel mit üppig gedüngten Benjamins wässert. Nach drei Minuten steckt die Hostess ihren Kopf in den Salon: „Verzeihung, aber wir müssen Ihre Geduld noch einen Moment länger strapazieren. Darf ich Ihnen einen Kaffee kredenzen?“

„Lieber einen schwarzen Tee, Darjeeling, ohne Zitrone aber mit Kandis und Sahne.“

Kurz darauf nippe ich beglückt an meinem Tee und blättere in einer der überall ausliegenden, in Schweinsleder gebundenen Ausgaben der Financial-Times.

„Guten Tag. Mein Name ist Tanja Maahn. Wenn Sie mir bitte folgen mögen,“ sagt meine Arbeitsvermittlerin und hilft mir aus dem Sessel.

Frau Maahn spricht sehr leise. Eigentlich spricht sie gar nicht, sondern kommuniziert über nur eine Mischung aus Lippenbewegung und Flachatmung: „Darf ich Sie höflichst fragen, was sind Sie von Beruf sind?“ atmet Frau Maahn.

„Ich habe gerade einen Abschluss in Linguistik gemacht.“ Meine Sachbearbeiterin scheint daraufhin etwas zu sagen: „Entschuldigung, aber Linguist heißt nicht, dass ich Lippen lesen kann.“

„Verzeihung,“ aspiriert Frau Maahn, „ich vergesse beim Sprechen manchmal das Atmen. Ich sagte, ich habe hier eine Liste mit ihren Qualifikationsmerkmalen erstellt.“

Sie zieht einen Zettel aus dem Drucker des arbeitsamtlichen Großrechners. Auf ihm steht: „Aufsicht/Leitung, Computerlinguistik, Denkvermögen, Dolmetschen/Übersetzen, Fachliterarische Tätigkeit, Flexibilität, Kontaktfähigkeit, Lektorat, Lernbereitschaft, Lexikographie, Linguistik/Phonetik, Literaturwissenschaften, Philologie, Publizistik, Recherche/Informationsbeschaffung, Slawistik, Sprachliche Ausdrucksfähigkeit, Sprachwissenschaft.“ – Klingt alles ganz nett, aber was hat das mit mir zu tun?

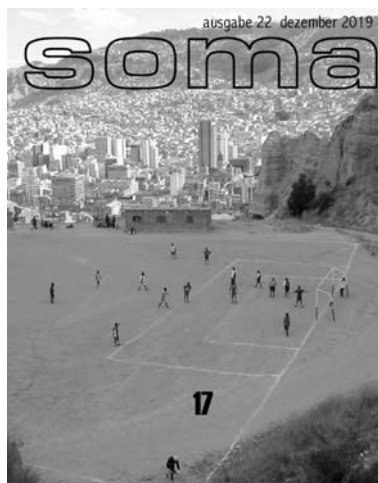
Einiges passt zu einem ausgebildeten Linguisten:



Lektorat und sprachliche Ausdrucksfähigkeit zum Beispiel. Dankenswerterweise stellt die Bundesagentur für Arbeit fest, dass ich als Linguist besondere Kenntnisse in Linguistik besitze und überdies auch noch in Sprachwissenschaft. Schau einer an! Auf Computeringuistik und Phonetik hätte ich mich spezialisieren können, hab ich aber nicht. Das ist wie mit Molekularbiologie, Humangenetik und Zoologie – alles irgendwie Biologie, aber eben auch nur irgendwie. Und so kritisch ich manchen Feldern der Humangenetik auch gegenüberstehe, hoffe ich dennoch inständig, dass sie von ausgebildeten Humangenetikern gemacht wird und nicht durch vom Arbeitsamt vermittelte Ornithologen. Ein Freund von mir, seines Zeichens ausgebildeter Musiktherapeut, war kürzlich ohne Job, und das Arbeitsamt Tiergarten hat ihn gezwungen, sich bei einem heilpädagogischen Kindergarten zu bewerben, die einen Ergotherapeuten suchten. Die Erzieherinnen lachen heute noch. Ich Sorge mich seitdem um unser Gesundheitssystem: Wie viele Psychotherapeuten sind in Wahrheit nur ausgebildete Physiotherapeuten oder angelernte Fußpfleger? Ist mein Urologe vielleicht nur Veterinärmediziner? Wie viele Poliere auf den Berliner Baustellen sind in Wahrheit nur ausgebildete Polen? Einige Merkmale auf Frau Maahns Liste machen mir regelrecht Angst: Flexibilität, Lernbereitschaft, Dolmetschen/Übersetzung und Slawistik. Meine Lernbereitschaft ist nach 21 Semestern an der Uni deutlich erschlaft, Flexibilität wird immer dann gefordert, wenn es unangenehm wird, und die restlichen zwei Begriffe lassen mich befürchten, demnächst als Dolmetscher für Tschechisch und Serbokroatisch vermittelt zu werden.

„Ich will nicht serbokroatisch lernen!“ entfährt es mir. Diesmal ist es Frau Maahn, die mich nicht versteht. ■

[volker surmann, berlin, liest jeden Donnerstag bei den „Brauseboys“ im Wedding (www.brauseboys.de)]



Ich werde alt

► Das wird mir immer klarer. Und das mit 27! Langsam sammelt sich mein Makeup täglich in meinen Nasolabial-Falten.

Früher war es mir ein leichtes innerhalb von fünf Minuten aus dem Bett zu springen. Jetzt brauche ich mindestens ne Stunde eh mein Fuß den Boden berührt.

Als ich Zivildienst geleistet habe bin ich um 4 Uhr morgens aufgestanden, um eine Stunde zu meiner Stelle zu fahren, und nachdem ich 18 Uhr wieder daheim war, habe ich am gleichen Abend noch locker eine Transperformance bestritten. Und das manchmal drei Tage nacheinander.

Daran ist jetzt nicht mal mehr zu denken. Wenn ich jetzt eine Nacht durchzeche brauche ich mindestens zwei Tage um wieder in der Realität anzukommen. Und das mit 27! Aber das Schlimmste ist, dass ich seit fast vier Wochen humpele, weil ich mir beim Arschbombenkonstest das Bein geprellt habe.

Doch das alles stört mich nicht. Ich sage immer: Ich habe keine Angst vorm Altwerden, ich bin jetzt schon fett.

Natürlich bekommt man mit fast dreißig Muffensausen, weil man denkt man hat beruflich und persönlich noch nichts erreicht.

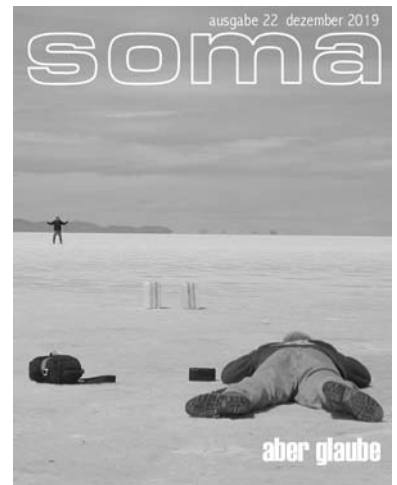
Meine alten Schulkameraden haben alle ein abgeschlossenes Studium, manche beginnen sogar ein zweites. Und ich komme gerade ins dritte Semester. Sämtliche meiner Freundinnen bekommen gerade Kinder. Und ich habe mich mal ne Beziehung vorzuweisen.

Und wenn ich den Fernseher einschalte sehe ich dutzende Vierzehnjährige, die einen Plattenvertrag haben. Und ich, ich habe mich mal meine eigene Band. Das verwundert einen schon manchmal. Habe ich einen Zug verpasst, der einfach an mir vorbei gerauscht ist?

Aber dann wird mir was klar. Ich bin halt kein Mainstream!

Mein Lebensentwurf ist nun mal anders. Als übergewichtige, rothaarige Transe is das ja nich anders zu erwarten. Doch das muss einem erst mal klar werden: dass es völlig in Ordnung ist seinen eigenen Weg, in seiner eigenen Zeit zu gehen. Gott sei dank weiß ich das schon. Und das mit 27! ■

[kaey tering, berlin]



Es ist ein Kreuz

Es ist ein Kreuz

► Als es noch ein Ostern gab, verschwanden all die scheußlichen Familienfratzen hinter großen Hasenohren und ganz viel Gelb. Es gab schwarzen Tee mit ungeheuren Schlagsahnemengen und im Fernsehen diesen wunderschönen, schlanken Jüngling mit weißem Gewand und kräftigem, glänzenden Haar, der unter gleißender Sonne Gutes tat und dafür seine gerechte Strafe erhielt. Man hatte ein Sofa und Nougat-Eier, Gedanken an die Unsterblichkeit und alles war ein bisschen OK. Am Ende noch ein Zehner von der Oma und als bleibende Erinnerung das Glöckchen eines bekannten, hasenförmigen Schokoladenprodukts. Das eintretende Bewusstsein trampelte durch diesen kalorienreichen Garten des absoluten Seelenfriedens und hinterließ eine Wüste der Erkenntnis. Freien Blickes starrte man nun auf eine Wand, an der stand: alles scheiße! Jesus scheiße, Fernsehen scheiße, Oma scheiße. Das wachsende Ich erhöhte die Anzahl der Wände und mehr Erkenntnis machte mehr Aufschrift. Ich suchte die Feste im Kreise meiner Lieben gänzlich zu vermeiden, doch ganz umhinzukommen mochte nicht recht gelingen. Stattdessen trainierte ich meine Psyche und klügelte Taktiken und Strategien aus, die es mir erleichtern sollten, während unvermeidlicher Festlichkeiten Würde zu bewahren und meine neue, kleine Backsteinhauspsyche vor Angriff und Zerstörung, eines Dagobert Duck würdig, zu schützen und zu verteidigen. Erfreulicherweise stellte sich das Osterfest als einfaches Objekt familiärer Einsparung heraus. Dieser Tatbestand und die Tatsache meiner positiven frühkindlichen Osterprägung konnten veranlassen, dass mich stets zu diesen Tagen noch ein warmes, wohlgesonnenes Gefühl durchstreift, welches

ich fest an meine Brust drücke und Georges nenne. Stabilisiert von 17 Jahren familienfreien Ostertagen überwältigte mich der Übermut und ließ mich dem natürlich beständig bestehen bleibenden Wunsch der Familie nach einem vollzähligen Feste nachgeben. Zu diesem Zweck trat ich meinen Weg in das platte Land an, voll des Selbstvertrauens und beschwingt von so viel altruistischer Familienliebe, bzw. beschwingt von der Freude darüber, dergleichen überhaupt empfinden zu können. Doch mein Entgegenkommen sollte recht zügig an die Wand gestellt und abgeschossen werden. Die Kulisse für den ersten Zwischenfall ist ein beachtlich großes Osterfeuer auf dem un bebauten - platten Land. Ich sei die Einzige, die aus der Art geschlagen sei, alle anderen seien normal, philosophiert meine Tante fröhlich, auf ein Würstchen wartend. Warum das wohl so wäre? Ich sehe sie überrascht und prüfend an, bis mir klar wird, sie hat diese Frage ernsthaft an mich gerichtet und zum Würstchenwartevergnügen einen Gesprächsvorschlag gemacht. Ich kann das nicht fassen. Ich fahre hierher, stelle meine wunderbare Persönlichkeit zur Verfügung, will Freude und Kurzweil selbstvergessen unter alten Leuten verbreiten und werde statt gewürdigt, auf das Härteste angegriffen. Ich lasse durchblicken, dass eventuell die Art geschlagen gehört und entferne mich, in höchstem Maße beleidigt, nach weit weg. Das platte Land, der Rauch, ich muss mich abregen, drüberstehen. Ich stehe und starre ins Feuer und schwinge schwere Gedanken hinein. Ich kämpfe gegen Tränen, denn ich bin voller Wut auf norddeutschem Acker. Den Himmel über mir und Onkel, Tante, Vater, Mutter und Kusine formieren sich hinter mir, zumindest meine Tante wohl mit Versöhnungsabsichten und dann reden sie über Hexenverbrennung. Schubst mich doch rein, denke ich, um mich ein letztes Mal im Trotz zu suhlen. Dann bin ich drüber

hinweg, aber noch zwei Tage da.

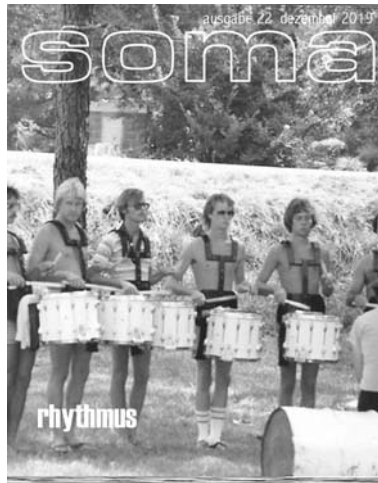
Auf dem Heimweg gibt mein Onkel seine Heimatadresse in sein Verkehrsleitsystem ein, das er liebevoll „Navi“ nennt. Wir befinden uns ca. 15 km von seiner Haustür entfernt. Es handelt sich um die Region, in der er geboren und aufgewachsen ist und immer noch lebt.

Niedergeschlagen von soviel Schwachsinn in einem Personenwagen mache ich mir warme Gedanken über mein großes Glück, „aus der Art geschlagen zu sein“ und schweige. Bereits am nächsten Tage beginne ich „Navi“ in Gedanken des v zu entledigen und an selbiger Stelle ein z einzusetzen und schon ist es ein passender Kosenamen für meinen Onkel und ein gutes Stichwort für die Gesamtsituation, die mich zunehmend aggressiver macht. Alle fühlen sich von IHM belästigt. Von unterschiedlichen Dingen unterschiedlich stark. Meine Mutter kann nicht ertragen, dass er jedes Essen fotografiert und es danach auf seinem gigantischen HDTV-tauglichen Megabildschirm betrachtet. Meine Kusine und ich leiden unter dem nahezu realistisch anmutenden Sexismus, mein Vater unter den weltlich-politischen Äußerungen dieses Mannes, der zwischenzeitlich in hässliches, unfruchtbares Frettchen umgetauft wurde und einfach nur ein ängstliches, armes Kleinbürgerschwein ist. Ich frage mich, warum wir ihn nicht einfach mit einer Lichterkette fesseln und in den Keller sperren. Ich vermute, weil meine Tante ihn sofort befreien würde. Dieses unterjochte Wesen, welches beim Frühstück munter über Berufliches in anekdotischer Art parlierte und von diesem Miststück eines Ehegatten unterbrochen, den zarten Wunsch zum Ausdruck brachte, bitte zuende erzählen zu dür-



fen und daraufhin die knappe Gattenantwort erhielt: „Du hast bereits lange genug geredet, und außerdem solltest du mal überlegen, ob das noch interessant ist.“ Schön hingegen war, als er bei der Beobachtung hausfraulicher Tätigkeiten sinnierte: „Wer sagte das doch gleich: ‚Arbeit macht frei?‘“ und in das entsetzte Schweigen hinein „Goethe?“ vorschlug. Ich fahre meine Eltern nach Hessen. Es ist vorbei. Entsetzt wird uns klar, dass wir jemanden decken, dessen Einfamilienhütte prinzipiell einem, ordentlich rohen, Akt blanken Vandalismus` zu überantworten wäre. Wir lassen stattdessen Gnade walten, weil er zur Familie gehört. Und das ausgerechnet an Ostern, wo für Sünden eigentlich gestorben wird. ■

[kristina kielblock, berlin]



One for the road...

- We move out, someone else take our place. That's what happens in the larger scheme of things. Things are born, change and die. That's it. Or as my three-year-old son puts it: "When I grow old I will die, under the ground, in my graveyard. Then there is no me."

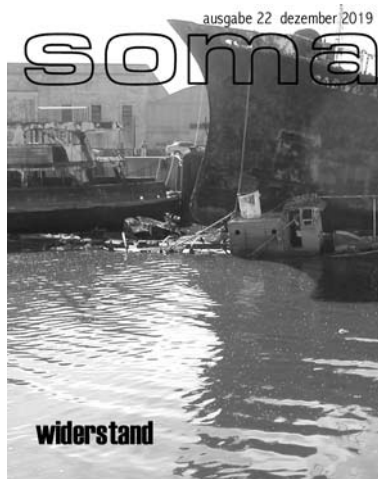
And he is pretty much on the mark. The universe certainly doesn't give a toss if a person disappears from the face of the earth or if a magazine (as in the case of Soma) decides to call it a day. It doesn't care about culture either, or friendship, excitement and the exchange of ideas. And couldn't care less about what we do with our lives. Stretching out to infinity and back – preoccupied by expanding from nothingness to somethingness – there just isn't time to worry about stuff. That's our job: To worry, complain, bother, care, love, live and die.

For me Soma has been a great alternative to the mainstream and samestream press. And during the six years the paper has operated many things have changed – in the world as well as on a personal level. Leaving studenthood, changing countries, working as everything from farmer to book publisher, becoming a father, supporting a family, starting a business and attempting to master the juggle of responsibilities, social life and personal space. As you read this child number two has probably already arrived into this world – a thought that was unconceivable back in the days when Soma just started and I was an ironic academic bum. But now some of the irony is gone, replaced by that vulnerably feeling of love that I couldn't even begin to comprehend before my son was born. But the universe doesn't care about that either.

But I do. Immensely.

Thanks for the fish. ■

[danny wattin, uppsala]



die 20 besten somaausgaben

1 list issue (ausgabe 15 mai 2003)



Meine Lieblingsliste fand und stahl ich einmal auf dem Speicher bei einer Freundin. Da war das Büro ihres Vaters, der für alle Familienmitglieder eine General-Mitnehm-Liste für den Urlaub erstellt hatte, die individuell nach Reiseziel und -dauer angekreuzt und

abgehakt wurde. Aus Nostalgie suchte ich die Liste kürzlich, doch vergebens – vielleicht war das auch besser, sonst hätte ich zu Demonstrationszwecken darauf bestanden, sie hier abzudrucken. Besser hätte sie natürlich in die list issue gepasst – die einzige soma, in der das Thema sich von vorne bis hinten durch das komplette Heft zieht. Der große Vorteil der Listenausgabe ist, dass auf geringen Raum ganz viele Wahrheiten passen, ohne diese groß ausführen zu müssen. Festival-Seltsamkeiten, die man ob ihrer Kürze fast übersieht, langweilige Gemeinplätze, die man sich jetzt kaum noch traut, auszusprechen. Yps-Hefte mit den besten Gimmicks und die schönsten Orte, einen Exfreund kennengelernt zu haben. Wobei wir dann wieder beim Festival wären. Und die Kreise schließen sich... [jot]

2 anders? (ausgabe 17 juni 2004)



Fleischfressende Pflanzen sind ja okay. Aber wenn es fleischfressende Schuhe gäbe? Oder fleischfressende Spaghetti? Fleischfressende Liebe? Fleischfressende Auserirdische, na klar. Fleischfressende Thomaße, oder sagen wir 'Anders': Tomaten?

Oder Gurken (eine Anspielung auf Daniel Küblböck)? Fleischfressendes Arbeiten? Fleischfressende Kultur? Fleischfressende Sinnlosigkeit? Fleischfressende Dollar (in Argentinien)? Fleischfressender Käse, hm. Fleischfressender Schulhof? Fleischfressende Erasmus-Studenten, natürlich nicht. Fleischfressende self-fulfilling-prophecies? Fleischfressende Unsichtbare, könnte sein. Eine fleischfressende Open-Air-Band. Ein fleischfressendes Open-Air-Publikum? Ich weiß nicht, irgendwann hört der Spaß auf. Wenn man z.B. an einem Kunstverkaufsautomaten steht, 2 Euro eingeworfen hat, in die sich öffnende Schublade greift und die Hand, der Unterarm bleibt stecken... Kann man im übertragenen Sinn von musikkfressenden Plattenspielern, bzw. Systemen sprechen? Kopiergeschützte Langeweile? Bücher, ohne Geschichten? Vedo tutto un puttanaio! Ich sage jetzt nur Berlusconi und Made in Taiwan. [ch]

3 angst (ausgabe 18 herbst 2004)



Die Angst vor dem Dunkel soll ja ein Überbleibsel aus vorvergangener Zeit sein. Mit Vernunft kommt da niemand weiter. Die Angst vor dem Fremden dagegen ist gemacht - gesellschaftliche Konstruktion des Fremden überhaupt. Dieses scheint prädestiniert,

kollektive Ängste zu schüren, um dann den Ruf nach Sicherheit zu verstärken, Maßnahmen durchzusetzen, die die Kontrolle der Bürger verschärfen – Schnitt. Allein im dunklen Keller. Keine Kameraüberwachung. Oder doch? Schnitt. Arbeit verloren oder noch nie gehabt. Hartz IV-Empfängerin geworden, allein in meiner Wohnung (WG-Zimmer werden nicht bezahlt), bette ich mich auf dem Kissen, zu welchem mein eigener Kopf geworden ist. Keine Kameraüberwachung. Oder doch? Schnitt. Ich springe aus dem Fenster, die Kamera dokumentiert mein langsames Schweben in die Tiefe: Schwerkraft geht jeden was an. [jot]

4 kindheitstrauma

(ausgabe 3 mai 2000)



Zerknautschte Teddys auf dem braunen Cover, im Inhalt die Höhen und Tiefen der Kindheit. Kleine und größere Traumata mit Hunden, Fahrstühlen, Schwimmbädern und Eltern, teilweise unter recht lustigen Pseudonymen geschrieben. In Retro-Hell Part 235

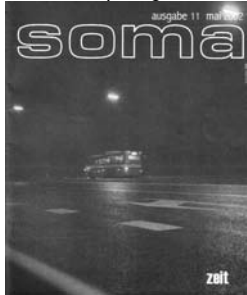
geht es aber aufwärts, Peer und Freddi stellen die 20 besten Atari-Spiele vor – mit Bewertungsbildchen wie anno dazumal in der Happy Computer. Fabian feiert sein Debüt: Das Schwarze unter den Nägeln erzählt beeindruckend-psychedelische Drogenphantasien aus Nahost, und Uncle Ben's Bike Workshop aus Benjamins sachkundiger Feder erlebt seine erste Folge. Tiefpunkt der Ausgabe: Sex Laws in the US, ein grauenhafter Lückenfüller. [m]

5 zuhause (ausgabe 14 februar 2003)



Ich weiß noch, dass ich in der S-Bahn Richtung Pankow saß, las und fast das Aussteigen verpasste. Das 70er-Jahre-Coverfoto inklusive passender Tapete und Tri-Top auf dem Tisch. Dunkles Rot. Und Benjamins großartiger Text über Shepherd Hights. Teils eine recht melancholische Ausgabe. "Wo ist Zuhause?" und ein wenig auch "Home is where your heart is.". Ansonsten: Billy Bragg, Weltpolitik und TCPA. Und der letzte geekfactor. [jo]

6 zeit (ausgabe 11 mai 2002)



44 Seiten, vorn der Bus und drinnen ein großes Sinnbus-Spezial. Was für ein Zusammenhang. Zeit haben und behalten, sich nehmen und nutzen. Ich gerate langsam aber sicher in den Redaktionsstrudel, mache mein Abitur und schreibe meinen Thematext in etwas verklärter Stimmung. Politik füllt noch 8 Seiten teilweise schwer zu fassenden Inhalts. Dies sollte die letzte soma sein, die ich in inhaltlichem Unwissen in die Hand nehmen würde. Und Malte war noch in Rom. [jo]

7 der morgen danach (ausgabe 5 november 2000)



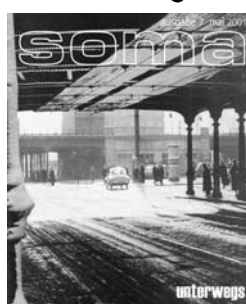
Der Morgen danach ist ein Jahr soma, eine tote Fliege auf dem Cover und eine gewisse erlangte Stabilität in Layout und Inhalt. Pate beim Thema stand der Name eines Online-Zines, dessen Website inzwischen von einem Online-Modehaus gekapert wurde. Der Morgen danach ist oft ungemütlich oder traurig, das wird in den Texten klar, unter denen Yvones Partybeschreibung und der Beitrag vom Knast-Magazin Lichtblick sicher zu den Highlights zählen. Im Kulturteil ein Tomte-Interview (mit Nancy!) und wieder eine Jugend-Reminiszenz: die 10 besten Zeichentrickfernsehserien. Der Politikteil ist globalisiert: die Situation in Israel/Palästina, Obdachlose in Toronto und Proteste gegen die Weltbank in Prag, wozu auch gleich noch eine FAQ mitgeliefert wird. Weiter hinten feiert Carsten Debut mit Traumphilosophie und einem Andrea-Text: „War das einer der Momente, in dem ein Sichverlieben passierte?“ [m]

8 a night out (ausgabe eins/eins 1999 dezember)



soma erschien auf der Bildfläche - ein Thema, mit dem alle etwas verbinden konnten; was hast du am 18. November gemacht, gedacht, verarbeitet? An verschiedenen Orten der Welt. Setting the agenda: zwischen Tagebuch und Gesellschaftsanalyse, Kunst und Alltag, Perspektiven-sprünge in andere Realitäten, in die Kleinheiten und großen Fragen. Weitere Highlights: Kitty-Yo-Interview, Swedish Chef, Sexism. Das Layout entstand in Akkordarbeit in zwei Nächten. [p]

9 unterwegs (ausgabe 7 mai 2001)



Wo ist diese Brückenunterführung? Ich muss in alten Dias kramen, denn in deinen durchsichtigen Augen zeichnet sich keine Antwort ab. Wir haben vergessen, wo wir sind. Gabel? Religiösität? Kaffeetasse? Ohr? Existenz? Wir springen nicht aus dem Rahmen, laden uns Musik aus dem Internet runter, sagen die Wahrheit, husten und kotzen. Vielleicht kommt es nur auf die kleinen Unterschiede an: Atome und Elementarteilchen? Picknick und Park? Bier und Schalheit? Leben und dazwischen... [ch]

10 identität (ausgabe 9 november 2001)



Eine nachdenkliche Ausgabe in Blau. Ein aufgekästeltes Titelbild mit zwanzig mal Karo leitet die Identitätssuche über Asexualität, Bourdieu und Marzipanschokoladensexualität ein. Peer führt das ganze fort und dekonstruiert Stardom mit der Forderung: Make your own stars! Im Politikteil geht es um die aktuellen Themen der Zeit, denn es ist Ende 2001: Augenzeugenberichte aus Genua und New York sowie ein Versuch, das ganze unter dem Aspekt „Medienvverzerrung“ unter einen Hut zu bringen. Der Bike Workshop geht mit Goethe „Mehr Licht!“ in die siebte Runde, und eine notwendige Geekfactor-Hommage beschließt das Heft: der Yvonnefaktor. [m]

11 antworten (ausgabe 20 herbst 2005)



Mein Vater hat immer und auf alles eine Antwort. Erst im fortgeschrittenem Alter seiner Töchter tun sich ihm plötzlich Fragen auf, die er nicht zu beantworten weiß, und das macht ihn hilflos. Nervös reagieren Menschen auch, wenn andere einfach stumm bleiben. Obwohl andererseits Antworten oft verschwiegen werden, weil sie uns vor noch viel mehr und noch viel größere Fragezeichen stellen. Täglich fragen wir zehnmal Warum, aber das Darum wollen wir manchmal gar nicht hören. Manchmal. Warum gibt es eigentlich noch Anrufbeantworter, wenn wir doch alle Handys haben? Warum geht Mama nicht ans Telefon? Warum glaubst du nicht an mich, warum glaubst du überhaupt? Warum wächst die Wirtschaft nicht ewiglich, warum liebst du eine andere Frau? Warum sind eigentlich lauter 42er auf dem Titelblatt und warum finden Nationalismusedebatten in Deutschland statt? Auf der Suche nach Antworten war die soma schon immer, in ihrer vorletzten Ausgabe erst recht. [jot]

12 gewalt (ausgabe 12 juli 2002)

ausgabe 12 juli 2002
soma



Gewalt ist immer mehr. Mehr Argumente! Mehr ich! Mehr Seele! Mehr Masse! Mehr Emotion! Mehr Revolution! Mehr Ohnmacht! Mehr Polizei! Medien! Computerspiele! Mehr Veränderung im Leben! Musikgeschäft! Mafia! Hollywood! Manchester United! Fußball! Mehr Struktur! Pisa! Genua! Mehr Kunst! Kannibalismus! Mein Fahrrad! Klangbasteln! [ch]

13 abschied (ausgabe 8 juli 2001)



In unnachahmlicher Art und Weise schob mir Benjamin einen Artikel zu deutschem Independent-Film zu. „Du packst das schon.“ Malte ist das Thema kurz vor Genua, New York und folgend dann Rom wie auf den Leib geschrieben. Das Grün leuchtete. Mehr neugieriges Interesse als wehmütige Tränen. Sieben große Filmabschiede und Dead Moon, Berlusconi und Gentechnik. Und am Ende doch ein sehr trauriger geekfactor. Im Nachhinein muss ich sagen, dass zu dieser Ausgabe noch vieles anders war. Fremder, aufregender, verwirrender. [jo]

14 entscheidung (ausgabe 16 november 2003)



Schwarz oder weiß, McDonald's oder Burger King, Privatparty oder Bar, Mann oder Frau, links oder rechts, Mensch oder Maschine, warten oder gehen, Politik oder BWL? Gibt es eigentlich auch ein Dazwischen oder muss es immer entweder Schweigen oder Reden sein? Am besten, mensch bastelt sich ein eigenes Ende der Geschichte, dann kann nichts mehr schief gehen und es braucht weder s/w noch grau in grau. Am Ende kommt sowieso alles anders als manchmal, wenn nach fünf Tagen schon wieder alles vorbei ist und die Buchstaben in der Suppe mehr zum Denken als zum Essen anregen. [jot]

15 arbeit (ausgabe 10 februar 2002)



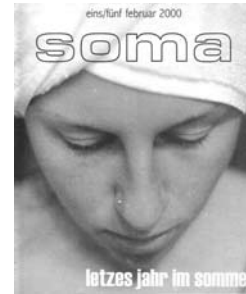
Für mich einer der stärksten Titelteile aller somas. Seka entlarvt Stellenanzeigen Texte dahingehend, was sie wirklich bedeuten („Challenging lifelong career, potential movement to a higher position“ – Migraines forever, possible development into brain tumour), Fabian klagt Praktikumsprostitution an, Jahre bevor in Frankreich, in der „Zeit“ und dem „Spiegel“ die „Generation Praktikum“ thematisiert wird, Michas Lesungsklassiker vom Plakateabreißer Rudi - es gibt die soma-Mischung par excellence: Geschichten, Diskurs, Augenzwinkern und personal philosophy. Außerdem: Mattias Frey sezziert Arbeit und Männlichkeit im österreichischen Film; Fabian argumentiert, „warum Brad Pitt Osama bin Laden ist“, Blumfeld und singbare Plattenkritiken. [p]

16 zu spät (ausgabe 13 november 2002)



Sie steht auf dem Regal, signiert von zwei Müm-Musikern. Matthi schrieb einen zuerst lustigen und zum Ende hin extrem verstörenden Text. Malte war wieder da und ich fing an zu studieren. Seltsam wie ich anhand von soma-Ausgaben die letzten 6 Jahre nachvollziehen kann. Der Papst und Herr der Ringe in einer Ausgabe. Viele zersprungene Scheiben im Thematik, die Goldenen Zitronen bei Kultur und Notizen zu schwindender Anonymität bei Politik. Ist die Brücke auf dem Cover in New York? [jo]

17 letztes jahr im sommer (eins/fünf februar 2000)



Die zweite Soma, in rot, mit einem der besten Themen überhaupt und mit noch ziemlich unruhigem... sagen wir: experimentierfreudigem Layout. Letztes Jahr im Sommer war viel: Krieg in Jugoslawien, Erdbeben in der Türkei, Grenzübertreite in Israel, Aufklärungstour durch Ontario. Im Kulturteil kocht Benjamin anhand des Films Sonnenallee den Ost-/West-/Berlin-Gegensatz auf („Wer mich Wessi nennt, kriegt jedenfalls ne Schelle.“), wir bieten die Platten des letzten Sommers, auch South Park kommt auf (so lange her ist das, jaja!). „Comics machen dumm!“ titelt Jochen Enterprises und geht kurz nach dem soma-Interview pleite. In Politik geht es um Studiengebühren und Israel, am Ende des Heftes beschreibt Karo ihre persönliche Sonnenallee – das längere Ende. [m]

18 monogamie (ausgabe 6 februar 2001)



Das Thema der mit 32 Seiten dünnsten soma-Ausgabe ging an die Substanz, wurde fragmentarisch und widersprüchlich ausformuliert, und im Grunde gilt immer noch: „Einfache Fragen. Keine Antworten.“ Es zog sich bis in Uncle Ben's Bike Workshop: „Das Phänomen ist offenbar, dass Kette und Ritzel gemeinsam alt werden wollen“, und der Versuch, diese Paarbildung zu überlisten. Die retro-hell-Reihe wurde mit den 10 besten Hörspielserien fortgesetzt: „Wir sind die ???-Generation.“ Das Kante-Interview bereicherte und Benjamin verhandelte den zentralen Subkultur-Widerspruch: elitäre Massenbewegung. [p]

Betreff: Häääää?
Datum: Wed, 31 May 2000 17:54:54 +0200 (MEST)
Von: Paula Abdul <Paula.abdul@gmx.li>
An: peer@somasoma.de

19 grenzen (ausgabe 19 frühjahr 2005)



Wenn wir etwas begreifen und nicht damit verschmelzen. Wenn wir Ozon riechen und nicht am Kopierer stehen. Wenn wir Ringbahn fahren und die Jahreszeit sich ändert. Wenn wir mit dem Flugzeug fliegen und am Ende nicht abgeschoben werden. Wenn

wir Erlebnisse mitteilen und Informationen uns dann zerteilen. Wenn wir laufen und die Treppen nehmen kein Ende. Wenn wir Frau und Mann sind und dann beides. Wenn wir von Ost- und Westdeutschland reden und dann von Tschernobyl. Wenn wir in einem Raumschiff sitzen und die gleichen Interviews lesen wie auf der Erde. Wenn wir MTV und gleichzeitig CNN sehen. Wenn wir von Europa reden und dabei Euro meinen. Wenn uns das Shampoo ausläuft und wir dann in einem Fluss baden. Wenn wir auf dem Karneval der Kulturen und dann in einer Drag-Show stehen. Wenn wir das Berliner Fenster lesen und dann Günther Beckstein persönlich sehen. Wenn wir Finger biegen, um Versprechen zu brechen. Dafür sind Grenzen da. [ch]

20 realität (ausgabe 4 juli 2000)



Wie das Cover blieb die inhaltliche Eingrenzung von „Realität“ etwas blass – eine Schwierigkeit, die später oft bei der Themensuche diskutiert wurde: zu wenige oder zu viele Anknüpfungspunkte? Im Thementeil konnten der Kontakt zum

Magazin aus dem Gefängnis Tegel und Karos nüchtern-ergreifend-sachlich-poetisch-genaue Familienschilderung überzeugen. Weiterhin standen die Artikel für sich: Benjamins nicht unumstrittene Polemik gegen Fußball; die Innen-Außen-Perspektive auf den „Australian Dream“; Atomkraft, Studiengebühren. Und das Unser-Kleiner-Dackel-Interview (Kommentare zu verschiedenen Hunden auf CD-Covern) war der Beginn einer langen Freundschaft. [p]

■ [johanna treblin (jot), charles schupet (ch), malte göbel (m), johannes ruthenberg (jo), peer göbel (p), berlin]

Hallo Pe(e)r Göbel (soviel wie: für`s Kotzen)

Ich habe ja schon einiges an Giveaways auf dieser Welt gesehen und viele unsinnige Sachen, die die schnöden Mensatische verschmutzten inclusive eines umkippten Gurkensalats mit Americadressing.

Ich hoffe, daß Du nicht zu den deutschen Freaks gehörst, die mir auf meine E-mail mit einer Fehlerkorrektur meiner Sprache antworten, denn das würde noch trauriger anmuten, als sich diese Angelegenheit sowieso schon darstellt, aber das nur nebenbei.

Also: Ich weiß ja, daß das Zusammenstellen einer Zeitung sehr viel Arbeit bedeutet und dabei häufig ein Punkt abhanden geht, nämlich der des Sinns. Davon ist wenig in eurer Zeitung zu finden. Ich mein, ihr habt ja noch gerade den Absprung geschafft, um nicht als schmieriges linkes AstA-Blättchen abgestempelt zu werden, doch mit aller Wahrscheinlichkeit handelt es sich doch bei Euch um Studenten, die schon mal für die Motz oder so üben wollen, denn wie man weiß, ist es ja mit dem Arbeitsmarkt nicht so dolle.

Ich meine, ich will Eure geistigen Auswürfe nicht zu sehr abwerten und der Versuch, Atari-Spiele wieder „HIP“ (von Hippie) zu machen, ist wohl mehr die hilflose Variante, doch noch mal an einer Stelle Eures Magmalzinns (oder wie man es nennen soll) cool oder „KÜHL“ zu wirken.

Mein Freund Brocko hat aber auch noch einen Kommentar:

Spart euch einfach die Kosten, die Sache geht nach hinten los.

Jetzt wieder ich, Eure Paula:

Also, also...

Den Flyer in die Hand gedrückt zu bekommen mutet ja schon manchmal belastend an, aber das Format stimmt und immerhin steht drin, wohin man gehen könnte, wenn man Jura oder Medizin studieren würde.

Was ich als Schlußsatz nochmal schreiben will:

Der Journalismus ist ein hartes Gewerbe und lebt von Schund und Schwund.

Schwinden tut so manches nach kruzer Zeit, besonders halbseidene Dinger

wie das Eurige Dingsbummens. Also, lieber früher als zu spät aufhören.

Und studiert lieber weiter, viel viel weiter.

(diese E-mail gilt für komplett Soma, aber der Name Peer Göbel klang am dōfsten.)

Gruß Paula ■